

Eine bescheidene Aufgabe

Autor(en): **Geisendorf, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 47

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647642>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 47
XVI. Jahrgang
1926

Bern
20. November
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Der Tränenbecher.

Von Emil Hügli.

Seitdem ich deine Augen weinen sah
Und bittere Klage kam aus deinem Munde,
Seit jener seltsam bangen Abendstunde
Ist mir dein holdes Wesen doppelt nah.

Wie du mir weinend hast dein Weh enthüllt,
Ist jede Träne, die du hast vergossen,
Verstohlen in mein eignes Herz geflossen,
So ward es bis zum Rande angefüllt.

Gern will mein Herz dein Tränenbecher sein!
Wir freuten uns vereint an hellen Freuden,
So will ich auch dein Leid nun mit dir leiden —
Denn Mitleid ist der Liebe Glorienschein.

Eine bescheidene Aufgabe.

Von W. Weisendorf. — Aus dem Französischen übersetzt von Anna Burg.

1

Vor vielen Jahren hatte es ein junger strebsamer Gelehrter unternommen, ein großes Werk über die verschiedenen Rassen, die im Laufe der Zeit Frankreich bevölkert haben, zu schreiben. Dieses Buch sollte nicht aus andern Büchern entstehen, sondern der Autor benützte alle Ferien, um das Land zu durchstreifen, aus eigener Anschauung Sitten, Charakter und Mundarten kennen zu lernen und zugleich alte Gebräuche und überlieferten Aberglauben zu studieren. Selbstverständlich konnte er zu diesem Zweck nicht an Orten verweilen, wo die Leichtigkeit des Verkehrs die Eigenart zerstört und die Gewohnheiten modernisiert hat, sondern er vermied die schönsten Eisenbahnlinien, um einem Fußweg, der ihn in einsame Täler oder abgelegene Hänge führte, den Vorzug zu geben. Der Goldsucher, der ein reiches Lager des Edelmetalls entdeckt, kann nicht glücklicher sein als es der Gelehrte war, wenn er ein möglichst verlorenes Dorf fand.

An einem Septembernachmittag durchwanderte er eine Provinz, die für eine der unberührtesten im französischen Staate galt. Aber wenn die Zivilisation an dieser Gegend gleichgültig vorübergegangen ist, so hat sie dafür die Natur mit verschwenderischer Freigebigkeit besucht. Anmutige Hügel, reiche Vegetation, klare, sprudelnde Wasser; am Horizont die Umrisse von Bergen, von einem Blau, das sich kaum von demjenigen des Himmels abhebt, all dies bietet ein Gesamtbild, das für jeden Landschaftsmaler, so bald er kommen würde, willkommenen Beute wäre, um so mehr, als die niedrigen, strohgedeckten Hütten, die barfüßigen Mädchen mit den vom Wind zerzausten Haaren, die träumerischen,

von saftigen Kräutern umwachsenen Teiche ihm die pittoresksten Motive bieten würden.

Der Forscher hatte im Hauptort der Provinz zu Mittag gegessen. Der Gastwirt war ein Pariser, der, wie er erzählte, durch grausame Schicksalsfügungen in diese gräßliche Verbannung geraten war, und der täglich über seine Entfernung aus der Weltstadt jammerte. Er bediente den Fremden selbst; aber dieser hatte umsonst versucht, einigen Aufschluß über die Bewohner des Landes von ihm zu erhalten.

„Wilde, mein Herr, Trofesen, Kabylen, die Ihnen mit ihrem schauerlichen Dialekt die Ohren zerreißen. Ach, welch ein Aufenthalt, dieser Winkel, wo die Wölfe hausen, für einen Menschen, der es gewohnt war — ...“

Der Professor schnitt die Lamentationen des Verbannten kurz ab, indem er ihn um die Namen einiger Dörfer fragte, deren Kirchtürme da und dort aus dem Wald hervorschauten.

„Dort drüben, mein Herr? Ich bin niemals dort gewesen; was sollte ich dort wohl machen, gerechter Himmel!“

„Könnten Sie mir wenigstens verraten, welches der Dörfer das nächste von hier ist?“

„Der Herr wird doch nicht die Nacht dort zubringen wollen? Er wird dort kein anständiges Bett finden; er würde von Ungeziefer gefressen werden; wenn der Herr hier übernachten will, so werde ich zum Abend den Herrn Steuer-einnehmer einladen, mit uns ein Glas zu trinken, und dieser wird Sie besser über alles unterrichten können, was Sie zu

wissen wünschen als irgend jemand. Ich habe schöne Zimmer nach Pariser Art, so weit ich es wenigstens dazu gebracht habe in einem so von allen Hilfsmitteln entblößten Ort.“

„Ich danke Ihnen, aber ich will nicht hier übernachten; wo kein Bett vorhanden ist, schlafe ich sehr gut im Heu. Da Sie mir den Weg zu dem nächsten dieser Dörfer nicht bezeichnen können oder wollen, so werde ich die Wegweiser konsultieren.“

„Ja, gute Nacht, die Wegweiser! Zu was sollte man solche aufstellen für Leute, die nicht einmal lesen können? Natürlich kann ich den Herrn nicht mit Gewalt zurückhalten; aber ich erlaube mir, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß der Himmel sich bewölkt und wir in kurzem Regen haben werden.“

„Ein Grund mehr, um mich rasch auf den Weg zu machen. Ich bitte Sie, mir meine Rechnung vorzulegen.“

„Ist dies am Ende ein verdächtiges Individuum, dem die Polizei auf den Fersen wäre?“ dachte der Gastwirt.

Er wurde in diesem Verdacht bestärkt, als der Fremde ohne die geringste Bemerkung darüber zu verlieren, die unerhörte Rechnung beglich, die er ihm brachte, und sich dann mit raschem Schritt, seine Handtasche in der Hand und den Regenmantel über dem Arm, entfernte.

Die Sache war die, daß die Wirtschaft und der Wirt den Reisenden mit nervöser Ungeduld erfüllt hatten; er sehnte sich darnach, sich wieder in freier Luft, auf freiem Feld zu befinden und dies Haus hinter sich zu lassen mit seinem Gemisch von falschem Luxus und Unreinlichkeit, seinem rötlichen Verputz, seinen schlecht polierten Gläsern, seinem geschmacklosen Wandschmuck, seinen bestaubten, künstlichen Blumen und seinem Heer von Fliegen. Nachdem er das Dorf verlassen, setzte er sich auf einen Meilenstein und schaute um sich. Zu seiner Rechten dehnten sich so weit man sah abgeerntete Felder und gleichmäßige Wiesen; zu seiner Linken senkte sich eine Halbe in ein ziemlich tiefes und breites Tal. Jenseits davon erhoben sich die bewaldeten Hügel, die er vom Fenster des Gasthauses aus gesehen hatte. Niemand ging hier vorüber, und übrigens war der Professor ein Freund des Unerwarteten und abenteuerete gerne ein wenig in unbekanntem Gegenden herum. Er erhob sich und verfolgte eine Zeitlang die Landstraße, die immer mehr anstieg; endlich sah er eine abzweigende Straße, die geradewegs in das Tal hinabführte und wandte sich nach dieser Richtung. Es war dies ein zu beiden Seiten von hohen Hecken gesäumter Hohlweg, der von mächtigen, ineinander verschlungenen Eichen beschattet war. Tiefe Karrengeleise durchschnitten ihn, der Regen hatte ihn aufgeweicht und breite Sumpfstellen darin zurückgelassen. Der Reisende versank bis über die Knöchel im Schmutz. So erreichte er den Grund des Tales, wo sich der Weg nach drei Seiten teilte.

Der Professor sah, daß der Gastwirt die Bewohner dieses Landstriches verleumdet hatte, denn da, wo sich die Straße teilte, stand ein Wegweiser. Nur war leider die Inschrift auf ihm durchaus unleserlich geworden. Auf gut Glück! dachte er, und folgte dem mittleren Weg. Aber nachdem er etwa eine halbe Stunde gegangen war, entdeckte er, daß der Pfad sich im Feld verlor und daß nirgends mehr eine Spur davon zu sehen war. Der Regen begann geschäftig und dicht herabzurieseln. Er schlüpfte in

seinen Mantel und beschloß, die Straße besser anzusehen, um sich nicht mehr zu verlaufen. Auf den Ausgangspunkt zurückgekehrt, wählte er diesmal den Pfad links. Aber seine Wahl war noch unglücklicher als die erste, denn der Fußweg führte ihn in sumpfigen Grund. Er kehrte noch einmal zurück, lief ganz fehl und sah sich inmitten einer Wirnis von kleinen Fußwegen, die nirgends hinzuführen schienen. Die Nacht kam, eine rasch sinkende Nacht. Dazu erhob sich ein wütender Sturm, der über das Tal hinbrauste. Es war eines jener herbstlichen Gewitter, die weniger gewaltig, aber hartnäckiger und länger dauernd sich entladen. Fahle Blitze zeigten auf Augenblicke triefende Bäume und überschwemmte Felder, um dann noch tiefere Dunkelheit zurückzulassen, der Himmel warf Ströme von Regen herab. Ein kleines Flüschen, dessen schwaches Gemurmel der Reisende vorher kaum gehört hatte, rollte auf einmal mächtige gelbe Fluten heran. Der Professor fröstelte unter seinem Gummimantel, der bleischwer wurde; die Beinkleider klebten an seinen Beinen; das Wasser strömte in seine Stiefel und rieselte von dem Rand seines Hutes herab. Er hatte sich an den Stamm eines Baumes gelehnt, dessen Zweige hie und da wie mit nasser Hand sein Gesicht berührten. Die Aussicht, auf diese Weise die Nacht zuzubringen, hatte nichts Verlockendes. Und der Pariser Gastwirt hätte sich reichlich gerächt gefühlt, wenn er gesehen hätte, wie der hochmütige Fremde mit heimlicher Sehnsucht an seine pariserisch eingerichteten Zimmer dachte.

Plötzlich sah der Professor durch die Bäume in einer Entfernung von fünfzig Schritten die Bewegung eines Lichtschimmers. Zu gleicher Zeit rief eine helle Mädchenstimme aus allen Kräften: „Fräulein Therese, Fräulein Therese.“

„Bist du es, Rosa?“ erwiderte eine tiefere Stimme.

„Ja, ich bin es, ich bringe Ihnen Ihre Ueberschube und Ihren Mantel.“

Das Licht blieb stehen. Die Stimmen hatten sich gegenseitig genähert. Es war klar, daß die Sprechenden einander erreicht hatten.

„Armer Liebling“, sagte die ernstere Stimme, „bei diesem Wetter hast du dich auf den Weg gemacht!“

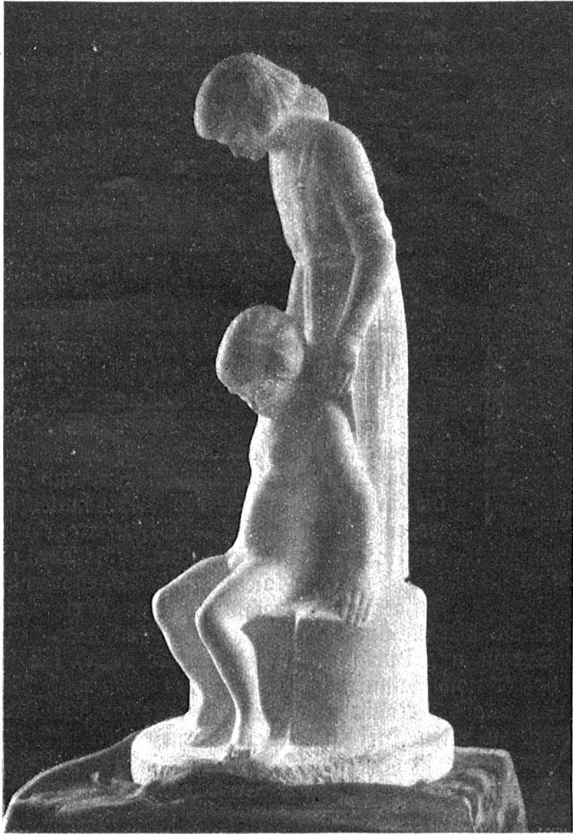
„Sie waren ja auch in dem Wetter! Der Regen hat mich an der Brücke überrascht. Ich wußte wohl, daß Sie um sieben Uhr von Sainte-Mubierge fortgehen würden, und da es noch nicht regnete... Was ist denn das? Hören Sie doch, man ruft uns!“

„Fräulein Therese, Fräulein Rosa“, schrie der Professor, „haben Sie Mitleid mit einem armen verirrtten Reisenden, sagen Sie ihm, wie er seinen Weg finden kann.“

Therese und Rosa sahen sich an, dann kam die Laterne, nachdem sie der Hecke entlang geklimmert hatte, über die Wiese, und als der Lichtkreis den Reisenden erreichte, sah er die zwei Frauen im Schutz eines ungeheuren Regenschirms. Er ging ihnen entgegen, die Ältere hob die Laterne und beleuchtete ihn; dann wich sie zwei Schritte zurück und rief: „Wer sind Sie, mein Herr, der Sie uns bei unsern Namen rufen und den ich doch noch nie gesehn habe?“

„Ich habe Sie auch no nie gesehn, mein Fräulein, aber ich habe soeben Ihre Namen gehört, als Sie sich begrüßten; verzeihen Sie, daß ich diesen Umstand benützt habe, um Sie zu Hilfe zu rufen. Wer ich bin? Gewöhnlich Etienne Blarville, Professor am Lyceum von... in Paris, heute ein verirrtter Reisender, der bis auf die Haut durch-

nächt ist. Fürchten Sie sich nicht vor mir, meine Damen; ich versichere Sie, daß ich vollkommen harmlos bin.“



Bildhauer Prof. Ernst Dürig: Badende Kinder.

„Ich fürchte mich nicht vor Ihnen“, antwortete Theresie, „aber ich gestehe, daß von allen Dingen, die man zu dieser Stunde und bei diesem Wetter im Feld finden kann, ein Professor aus Paris das ist, was ich zuletzt erwartet hätte. Folgen Sie uns. Wir müssen durch das Gras gehen, damit wir diese kleinen Gemüsebeete nicht zertreten. Hier ist die Hecke; wir brauchen nur diese kleine Tür zu öffnen und wir sind auf dem richtigen Weg.“

„Tausend Dank. Aber wo führt dieser Weg hin?“

„Wenn Sie ihn zur Rechten ansteigen, so führt er Sie nach dem Dorf von Sainte-Mubierge, und von da auf die Landstraße, von wo aus Sie nach Belieben entweder nach A. oder nach B. gehen können.“

„Ich komme von B. Und wenn ich mich links halte?“

„Dann kommen Sie in die Dörfer von Légin, Goinzet, Herbolaines und Miftu.“

„Welches ist das nächste von hier?“

„Sainte-Mubierge ist eine Meile entfernt, Goinzet etwas weiter.“

„Gibt es keinen nähern Ort?“

„Légin ist in zwanzig Minuten erreichbar, aber es gibt dort kein Wirtshaus.“

„Was tut das! Es wird sich dort wohl eine harmherzige Seele finden, die mir erlauben wird, mich an ihrem Feuer zu trocknen und auf ihrem Stroh zu schlafen. So habe ich also nur geradeaus zu gehn? Ich bin Ihnen sehr dankbar. Leben Sie wohl, meine Damen.“

„Einen Augenblick! Nehmen Sie diesen Regenschirm, den mir Rosa gebracht hat; wir können unter dem gehn,



Bildhauer Prof. Ernst Dürig: Der heilige Franz.

den man mir in Sainte-Mubierge geliehen hat, und wir werden Ihnen leuchten. Wir sind von Légin und können Sie dorthin führen. Die Eltern Rosas werden Ihnen, wie ich glaube, für diese Nacht ein Zimmer abtreten können. Also vorwärts! Wir müssen diesen Moment der Windstille benützen. Geben Sie mir Ihre Handtasche, Sie sind müde.“

„Wie werden wir den Fluß überschreiten, den man hier brausen hört?“

„Ueber einen Steg.“

„Solid?“

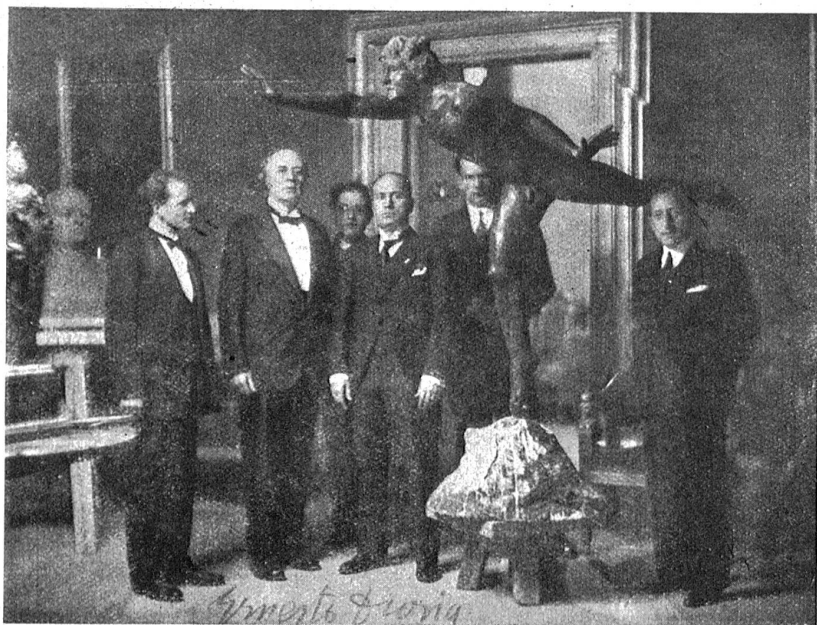
„Oh, er hat schon viele getragen und wird noch Schwerere tragen als Sie sind. Um die Brücke zu erreichen, müßte man einen großen Umweg machen, während dieser Fußweg ein gutes Stück abkürzt.“

„Wie, nochmals einer dieser Feldwege, wo man sich verläuft?“

„O, nein“, sagte die junge Rose lebhaft, „dieser Fußweg ist sehr gut, er gehört zur Gemeinde von Légin.“

Sie verließen in der Tat die Straße, um einen schmalen, geschotterten Weg einzuschlagen, der in der Mitte höher war, als auf den Seiten, und wo sie trockenen Fußes zwischen den überschwemmten Feldern hingehen konnten. Sie überschritten den Steg, der breit genug und mit festem Geländer versehen war, so daß man ihn ruhig passieren konnte. Auf der andern Seite fanden sie wieder den Fußpfad, der sich um einen Hügel schlang, auf dem eine Reihe Lichter glänzte.

„Dort ist Légin“, sagte Fräulein Theresie, „wir werden in einigen Minuten dort sein.“



Bildhauer Prof. Ernst Dürig: Der Marathonläufer.
(Fascistischer Besuch im Atelier des Künstlers in Rom: Links Prof. Dürig, Mitte Mussolini).

„Was ist das für ein Licht, das viel stärker leuchtet als die andern?“

„Das ist eine unserer Straßenlaternen.“

„Ah, ich sehe, daß Légin — ohne Spott — ein sehr erleuchtetes Dorf ist. Es muß einen sorgsamem Gemeindevorsteher haben, denn dieser Weg und die Passerelle —“

„Der Gemeindepräsident ist sehr gut, ohne Zweifel“, sagte Rosa, „aber dieser Weg ist durch die Männer der Gemeinde in ihren Freistunden gemacht worden, mit Steinen, die man auf den Feldern gesammelt hat.“

„Ah, so haben sie sich freiwillig solche Mühe aufgeladen?“

„Freiwillige Mühe!“ sagte Fräulein Therese, „der Herr Professor möge mir Bäuerin verzeihen, wenn sie ihn fragt, ob diese Worte auch zusammenpassen.“

„Und was die Straßenlampen anbetrifft, so gibt jeder der Einwohner ein wenig Öl von seiner Ernte; so können wir sie acht Monate lang speisen“, erklärte Rosa.

„Meine liebe Rosa, diese Dorfangelegenheiten sind zwar sehr interessant für dich, aber nicht für den Herrn Professor. Gleich sind wir in Légin. Eile voraus, um deine Eltern zu benachrichtigen.“

„Sie irren gewaltig, Fräulein, wenn Sie glauben, daß die Erklärungen Fräulein Rosas mich nicht interessieren“, sagte der Professor, während Rosa voraus ging; „seit ich das Glück gehabt habe, Sie zu treffen, höre und sehe ich Dinge, die mir die vorteilhafteste Meinung von Légin und seinen Bewohnern geben.“

„Das macht Ihrer Einbildungskraft alle Ehre, mein Herr; aber ich versichere Sie, daß Légin ganz und gar nichts Außergewöhnliches an sich hat. Es gibt bei uns einiges Wohlbefinden, ziemlich viel Einigkeit und guten Willen, das ist alles.“ (Fortsetzung folgt.)

Bildhauer Professor Ernst Dürig.

Auf eine etwas ungewöhnliche Art ist Bildhauer Ernst Dürig in unserer Stadt eine bekannte und viel besprochene

Persönlichkeit geworden. Wie seine Brückenfiguren das Opfer unbedachter Gewaltanwendung von Organen der Behörde geworden sind — nicht ohne Selbstverschulden — das haben die Tageszeitungen ausführlich mitgeteilt. Wir möchten unsern Lesern nicht den „Fall Dürig“, sondern den Künstler und sein Werk schildern, wie wir dies schon vor der fatalen Begebenheit beabsichtigt hatten. Die biographischen Angaben entnehmen wir der Ötterer Wochenschrift „Der Sonntag“. Die Aufnahmen der hier reproduzierten Kunstwerke hat uns der Künstler auf unsere Bitte hin freundlichst zur Verfügung gestellt.

Ernst Dürig ist am 5. Juni 1894 in Zürich geboren. Bei Bildhauer Professor Kibling erhielt er seine erste Berufsausbildung. Mittellos, ganz auf sich selbst angewiesen, machte er sich zu Fuß auf nach Paris und wurde dort von Rodin als Schüler aufgenommen. Nach anderhalb Jahren bezog er die Kunstakademie in Florenz und später die in Rom, wo er des Lebensunterhaltes wegen in die päpstliche Schweizergarde eintrat. Der verstorbene Papst Benedikt XV. wurde auf den talentvollen Schweizerjüngling aufmerksam gemacht, und er gewährte ihm die

hohe Gunst, ihm für eine Büste Modell zu sitzen. Das war die erste Sprosse auf Dürigs Ruhmesleiter. Er begab sich Studien halber noch einmal nach Florenz und dann nach Paris, wo ihm Meister Rodin und Schriftsteller Anatole France Aufträge zuhielten. Hierauf kam er für kurze Zeit nach Bern, vom damaligen schweizerischen Gesandten in Rom, Minister von Planta, warm empfohlen. Er durfte nacheinander die Bundesräte Motta, Häberlin und Haab modellieren. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Olten, wo er von Kunstgönnern ebenfalls ehrende Aufträge erhielt, reiste er nach Rom zurück. Der gegenwärtige Papst, Pius XI., gewährte ihm mehrere Sitzungen, aus der eine lebensvolle Papstbüste hervorging. Hieraus schuf Dürig eine Monumentalfigur des Heiligen Vaters in Ueberlebensgröße; sie zeigt den Papst, mit der Tiara gekrönt, auf seinem Throne sitzend und die Menge segnend.

In der Folge schuf Professor Dürig noch eine Anzahl anderer Werke nach kirchlich-religiösem Themata, so ein Christusbild und einen predigenden Franz von Assisi.

Auch in die höchsten politischen Kreise wußte sich Dürig bald Eingang zu verschaffen. Die Häupter der Faschisten saßen ihm Modell; so Farinacci, der gewesene Sekretär des Fascio, der italienische Marineminister Admiral Sirani, Finanzminister Bolpi, der Gouverneur von Rom, Cremonesi, und endlich Mussolini selber. Professor Dürig hatte durch einen riesenhaften Mussolinikopf aus Schnee, den er nach dem Januar-schneefall 1926 in Rom auf öffentlichem Pflahe unter dem Jubel der fascistischen Zuschauermenge errichtet hatte, die Aufmerksamkeit des Duce auf sich gezogen. Dieser gewährte ihm dann in der Folge einige Sitzungen zu einer Büste. Er besuchte ihn mit Gefolge in seinem Atelier und ließ sich die neuesten Arbeiten des Künstlers zeigen. Damals war gerade sein „Marathonläufer“ fertig geworden, den die Faschisten als Symbol ihrer Bewegung empfanden und gutheißten. Die Plastik stand auch einige Monate im Palazzo Chigi. Heute steht sie im Garten des Berner Wohnhauses des Künstlers, Rabbentalstraße 69, vor ihr liegen die Trümmer der zerstörten Brückenplastiken.

Durch die Empfehlungen des brasilianischen Gesandten in Rom, Magalhaes de Azeredos, dessen Büste er arbeiten durfte, erhielt Professor Dürig Aufträge für Brasilien, die noch der Ausführung harren.

In seinem Berner Heim — Professor Dürig verließ vor zirka vier Monaten Rom, um sich in Bern niederzulassen — zeigt der Künstler gegenwärtig außer den Photo-